

Uwe SCHMITT: *Tôkyô Tango. Ein japanisches Abenteuer*. Mit 23 Fotografien von Nobuyoshi Araki. Frankfurt a.M.: Eichborn Verlag 1999, 322 S. ISBN 38218-4171-0. DM 49,50. (= Die andere Bibliothek, 171)

Minoriten wie Johann von Plano Carpini, Wilhelm von Rubruck oder Oderich von Pordenone dürfen heute, gute sieben Jahrhunderte nach ihren Abenteuern, als wertvolle Gewährsmänner früher Begegnungen mit Menschen im östlichen Asien angesprochen werden. Noch ihre japankundigen Nachfolger João Rodrigues, Gaspar Vilela oder Luís Fróis, Philipp F.J. von Siebold oder Engelbert Kämpfer waren nur wenige ihrer Zeit. Seit dem späten letzten Jahrhundert mehren sich die Aufzeichnungen über Japan. Wie reichhaltig erst und dankbar vielseitig darf sich davor die Intensivierung der Kontakte seit der grauenhaften Zäsur der vierziger Jahre ausnehmen, die vom naiven Schulkind bis zur tätigen Sanftmut der Greise Schrifttum in üppiger Fülle unserer Posteritas zu übereignen verhilft. Der bekannte und mehrfach, u. a. mit dem Joseph-Roth-Preis für internationale Publizistik bedachte Journalist wird zwangsläufig mehr Gehör finden als Mitglieder eines Sportvereins oder reisende Gewerkschaftsmitglieder.

Diese Abenteuerliteratur und ihre Rezeption müssen sich der arbeitsfrohen Hermeneutik durch zunehmend professionalisierte Kulturwissenschaftler aussetzen. Jede Beobachtung aus Begegnungen bleibt für diese aufschlußreich. Die große Schnittmenge aller Autoren, ein Spiegel ihrer Zeit, verspricht dann noch sehr viel mehr. Und wie unendlich erscheint die Weite, die sich im Nichtgesagten ihrer Berichte, geschweige denn am Mangel der Stimmen überhaupt auftut, wie vielsagend die Trübung, die aus missionarischem Eifer bisweilen mehr preiszugeben scheint, als vielleicht möglich gewesen. Christenglaube, Gegenreformation, Freihandel und Menschenrechte, Weltoffenheit und Multikulturalität, individueller Scharfsinn und unfäßbare Insensibilitäten lassen Karakorum und Zayton, Nagasaki und Kyôto, Edo und Hakodate in merkwürdigen Farben schimmern. Das liegt zunächst ganz in der Natur der Sache. Es sei denn, man verfällt einem der höheren „Grade der Metamorphose“, von denen es so viele geben soll „wie Ausländer in Japan“ (S. 197). Was nun, wenn die Ebenen der abenteuerlichsten Erfahrungen und der Hermeneutik in ein verdichtetes Gespräch miteinander eintreten?

Schmitts Bericht will mit seinem den Lesern der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und darüber hinaus bekannten Temperament nachgerade besetzt sein. Das ist er auch. „Japan lehrte mich, woher ich komme. Nicht unbedingt, wohin ich gehöre“ (S. 163), das liest sich als paradigmatische Infragestellung, die sich im Buch durchhält. Der therapeutische Griff nach Antworten hierauf wird erfreulicherweise nirgends unternommen. Die engagierte „Neu-Gierde“ überwiegt. Nach allem bleiben Beobachtungen der Kontraste. Ishihara Shintarô, der Nationalist und Leugner des Nanking-Massakers, oder der Komponist und verdächtige Patriot Mayuzumi Toshirô kommen zu Wort, aber auch Meister der Selbstkritik wie Mushakôji Kinhide, Ôe Kenzaburô und Motoshima Hitoshi. Die Kriegsverbrechen stehen neben Gedenkfeiern für japanische Kriegsoffer in der „Halle des Kriegerweges“ (*Budôkan*) (S. 73ff., 147, 157). Den Hierarchien der Zeitungsverlage mit ihren Homogenisierungszwängen des sprachlichen Ausdrucks auf einer der Rangebenen, unter den Riesen wie *Asuhi* oder *Yomiuri* und *Mainichi* etc. oder unter den Schmutzblättern, geschieht ebenso Erwähnung wie den Intellektuellen „ohne Öffentlichkeit“ (S. 129f.).

Japanische Zeitungen in englischer Sprache stehen dem „niederschmetternden Mißerfolg“ des Englischunterrichts japanischer Schulen gegenüber (S. 113). Die Betroffenheit über Desinteresse an einem Unfallopfer auf der Straße und über den Mangel an Bereitschaft, sich nach dem Erdbeben in Kôbe von ausländischen Institutionen helfen zu lassen

(S. 186, 196) – einerseits – die schier unauflösliche Fürsorge andererseits, wenn der Ortsfremde sich einmal hat an die ihrerseits nicht wesentlich kenntnisreichere japanische Hand nehmen und eine Ewigkeit zum Hotel durch das Ginza-Viertel hat führen lassen (S. 30f.). Eine Liebeserklärung geht an die Königin des Films, Hara Setsuko (S. 235), Mitgefühl bleibt „jedem dritten“ Mädchen, das Gebührenkontakte mit Männern unterhält, nicht versagt (S. 248). Die Funktionalität in der Großstadt hat Vorrang gegenüber Ästhetik, die Spontaneität indessen ist in Japan wie begraben (S. 187). Diese Feststellung wurde im Verzuge einer der anregend zu lesenden Anekdoten, die wir hier nicht verraten, während der Lesung in der Berliner Mori-Ōgai-Gedenkstätte im März vom Auditorium mit nachdrücklich denkwürdigem Beifall bedacht. Rollenerwartung und Schicklichkeit in Raum und Zeit sind ja allgemein bekannt, Details aber stimmen heiter: Frauen z. B. sah Schmitt zutreffend in Männergesellschaft oft nippen, nicht trinken, oft trippeln, nicht gehen (S. 232). „Mit Japans Männern“ tat sich Schmitt „nicht leicht“, sie waren ihm im Hinblick auf die Aufenthaltspflichten und Überstunden, auf Heere von Geschäftsleuten und ihre „Abrichtungsrituale“ gewissermaßen „unterdrückte Unterdrücker“ (S. 249ff.).

Das Klima! Im Winter ohne Heizung und nicht leicht erträglich, und natürlich der Sommer, die Schwüle (S. 23): Dagegen stehen warme sonnige Novembertage. Die Hitze der Bäder faßt der Abenteurer in die Worte seiner Gastgeber – das „Bad als Himmereich“: *furo wa tengoku!* (S. 88). Schmitt bereitet buchstäblich ein Wechselbad der Emotionen und Wertaussagen. In *Summa*: Aus vielen kleineren und größeren Unausgewogenheiten heizt er gewissermaßen der deutschen Öffentlichkeit verdaubar, aber heterogen ein.

Man darf in Ansehung dieser Vielfalt von „Meinungsreichtum“ sprechen. Der Ton wird FAZ-Lesern über weite Strecken vertraut sein und Anlaß über Anlaß zu heftigen Reaktionen in die eine oder andere Richtung geben. Hat Journalismus aus Unbefangenheit Möglichkeiten? Der Duktus wirkt unverstellt: Er wird dem einen nicht hart, kritisch, zynisch und gerecht genug, dem nächsten verfehlt und altklug oder doch unangemessen, zu schroff oder zu unbedacht und im Urteil zu einfach und vorschnell erscheinen. Er zieht jedoch keineswegs eine gerade Linie, die sich auf Philnippon oder Nipponphobie versteifen läßt, die der Zen-Mode enthusiastisch oder der Mission passioniert nacheifert. Damit ist ein Charakteristikum benannt, das nach meinem Dafürhalten zum Leidwesen der Japanbilder noch nicht einmal in der Wissenschaftslandschaft durchweg anzutreffen ist. Neben den vielen als Meinung zu deutenden Aussagen, deren Widermeinung nichts recht eigentlich richtigstellen kann, haben sich kleine Fehler eingeschlichen, wenige orthographische.¹

Oft schon ist es festgestellt worden, und wir wiederholen es trotz der Banalität: Viel können die Worte über andere auch über den Urheber selbst aussagen und damit die Totalität der Realität der Bewußtseine menschlicher Begegnungen wie lückenhaft bleibendes Mosaik abbilden. „Tango“ steht für „Worte“ dieser Art. „Worte“, nicht den metaphorischen Gesamtgriff schlechthin, Episoden, nicht d e n Japanentwurf zu präsentieren, ist ein Konzept, das keine Skepsis leidet. Da war durchaus noch einiges zu erzählen aus den

¹ *Asahi Jhimbun* (S. 121ff.) darf in einer etwaigen Neuauflage nicht bleiben, ebenso das Hosokawa Katsumôto (S. 145) oder das Fin de siècle *sekimatsu* (S. 209) gehören richtiggestellt (*seikimatsu*). *Monogatori* ist natürlich *monogatari* (S. 237). Der Morgengruß *ohaiyô* wird vielfach von Gästen im Lande so gehört. Aber hier trägt die Wahrnehmung zumeist, da es grundsätzlich *ohayô* heißt (S. 239). Über Tōkyō Ramen King (S. 240) läßt sich noch streiten (eigentlich Tōkyō Ramen Kingu), aber Shinkuku (S. 232) ist Shinjuku. Außerdem: „Scheinklarheit“ auf S. 304.

sieben Jahren zwischen 1990 und 1997. So wie die vom Autor ausgewählten und von dem Photographen Araki Nobuyoshi stammenden Perspektiven aus dem Jahre 1989 vor dem vorletzten der siebzehn Kapitel, die von einem Pro- und einem Epilog eingerahmt werden, so stellt sich das Kachelbildnis als glaubwürdig-aufrichtige und – natürlich – subjektive Auslese der Zeichendeutungen dar, die uns über solche private, auch bisweilen mit einem Anflug intimer Wehmut vorgetragene Facetten der Wahrnehmung ins Bild setzt, die in Zeitungsartikeln keinen Platz finden können oder sollen. Wie eine Filmdokumentation über Filmproduktion, so gibt Schmitt uns auch gewissermaßen offiziöse Einblicke in seine Recherchearbeiten und unterschlägt nicht, wem er Unterstützung verdankt: der japanischen Assistentin, den Dolmetschern der Interviews, den deutschen Kollegen (Gebhard Hielscher von der *Süddeutschen Zeitung*) und Bekannten in der japanischen Kapitale. Bemerkenswert ist nicht zuletzt der *explicite* Dank (S. 322) gegenüber dem Japanologen und Ratgeber, dessen Name u. a. auch für die redaktionelle Kontinuität steht, auf die das Periodikum, für das ich hier schreibe, verweisen kann. Diese Form des unverbindlichen Gespräches, der Partnerschaft ohne einklagbare Pflichten und der uneitlen Annäherung der Mittlerberufe darf, dies bringt das Buch zur Anschauung, anderen Kulturberichterstatern Pate stehen, denn es hat aufgrund einer singulären Sammlung an fachkundigen Hinweisen und Anregungen solchen Themen wie des Anarchisten Ôsugi Sakae siebzigstem Todestag (S. 63) oder wie dem, wenn ich so sagen darf, „zweiten Marco-Polo-Zwischenfall“ (S. 153f.) zu – satirisch zugespitzter – deutscher Tagespresse verholfen.

Um wesentlich mehr kann es ernsthaften Kultur-Hermeneutikern und Japanologen zumeist noch nicht gehen. Obschon wenige nur sich überhaupt als Ratspender geben können oder wollen. Mit der Verständigung der Schicksalskollektive geht es auch ohne sie weiterhin leidlich. Vielleicht aber nimmt die humane Gattung inmitten der intensivierten Proliferation der Gegenstände, der Waren und Zeichen, der Anekdoten und metaphorischen Mittel des Ausdrucks, der Zeichendeutungen, der Reflexe und des Bewußtseins für jahrhundertlang gereifte Gewohnheiten doch in wachsendem Maße Räson an, und womöglich auch würdigt ihr größter und dominanter Teil die Relevanz dieser als harte gewinnträchtige Arbeit verstandenen, wenn auch oft als kostspielig geltenden dienstbaren Handlung. Und weil diese Wissenschaft ihrer Würde und ihrer Verlässlichkeit nicht leichtfertig verlustig gehen darf und soll, schreiben ihre Repräsentanten selbst keine japanischen Abenteuer.

Markus Rüttermann, Berlin